Das Odelfass

Meine erste Bekanntschaft mit Moosach machte ich bereits 1948, wenige Jahre nach dem 2. Weltkrieg. Einer Zeit, die für Stadtbewohner durch „es gab ja nichts“ charakterisiert war. Um uns dennoch einigermaßen ernähren zu können, war meine Mutter gezwungen, bei Bauern Lebensmittel gegen Teile ihres Schmucks einzutauschen.

Eine dieser Hamster-Touren brachte uns mit der Eisenbahn nach Moosach, zu einem Landwirt, der mit einer Freundin meiner Mutter verwandt war.

Während meine Mutter in der guten Stube mit dem Bauern Verhandlungen führte, erkundigte ich das Gelände und entdeckte auf dem Hof ein großes, längliches Fass auf Rädern. So etwas hatte ich noch nie gesehen und wollte von den dort spielenden Buben wissen, was sich in dem Fass befindet. Statt einer Antwort empfahl man mir, doch den Schieber zu öffnen, dann würde ich es erfahren. Interessiert wie ich war, kam ich dieser Aufforderung nach und versuchte, den an einem rückwärtigen Rohr befindlichen Schieber hochzuziehen. Das war erst einmal unmöglich. Unter Anfeuerungsrufen entdeckte ich dann einen Verriegelungsstift, den zu entfernen mir ziemlich schnell gelang. Nun ließ sich auch der Schieber bewegen und triumphierend schob ich ihn nach oben. Allerdings währte der Triumph nur kurz, schwappte mir doch im gleichen Augenblick und in hohem Bogen eine dunkelgrüne, stinkende Brühe ins Gesicht, auf Hemd, Hose und Schuhe: Odel.

Jetzt stand ich da, zwar wissend was sich indem Fass befindet, aber auch von oben bis unten mit Odel begossen und dem allgemeinen Gelächter und Gejohle preisgegeben. Der Lärm ließ meine Mutter und den Bauern auf dem Hof erscheinen. Letzterer schloss mit einem kurzen Griff den Schieber und mütterlicherseits wurde mein Wissensdrang spontan mit einer saftigen Watschn belohnt.

Kurze Zeit später saß ich in einem Blechzuber und mit spitzen Fingern versuchte mich meine Mutter zu waschen. Die notdürftig gereinigte Kleidung hing indessen am Ofen zum Trocknen.

Wohl aus Mitleid steckte der Bauer meiner Mutter bei der Verabschiedung noch ein extra Stück Butter zu und dann ging es Richtung Bahnhof. Schon auf dem Weg dorthin musste ich mehrere Meter hinter meiner Mutter gehen und im Eisenbahnwaggon saß sie etwa 10 Sitzreihen von mir entfernt. Bei jeder Haltestelle öffneten hinzukommende Fahrgäste die Waggontüre, um sie aber gleich wieder zu schließen. So blieben wir allein, und das bis zur Endstation Ostbahnhof.

Ich muss fürchterlich gestunken haben.

Albert Fichtner